

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1944)

Artikel: Entschwundene "Grandhotel-Herrlichkeit" : aus der Geschichte der Giessbachhotels
Autor: Schenk, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096503>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Entschwundene «Grandhotel-Herrlichkeit»

Aus der Geschichte der Giessbachhotels. *)

von Paul Schenk.

Die ersten Reisenden, die vor dem grossen Besucherstrom in unser Land kamen, kannten das «Hotel» noch nicht. Wohl hatte es in grössern Städten und an den grossen Durchgangsstrassen vorbildlich geführte Gasthöfe im Sinne des Hotels. Auf dem Lande aber, besonders in abgelegenen Berggegenden, waren die Fremden noch ganz auf die ländliche Gastfreundschaft angewiesen, denn dort, wo die Wirte kein Tavernenrecht besaßen, konnte der Reisende kein warmes Essen erhalten und durfte gewöhnlich auch nicht beherbergt werden.

In den Pfarrhäusern von Lauterbrunnen und Grindelwald stiegen die ersten Besucher unserer Alpentäler ab und genossen dort die Gastfreundschaft des Pfarrherrn. Dieser auch in Geschichte und Geographie bewanderte Geistliche konnte ihnen mit nützlichen Ratschlägen und Auskünften dienen. Auch das Pfarrhaus von Beatenberg erfüllte noch tief im 19. Jahrhundert eine ähnliche Mission.

Michel de Montaigne, später Ebel, Christoph Meiners, William Coxe, Goethe, Lord Byron und viele andere waren in entlegenen Berggegenden auf die oben erwähnte ländliche Gastfreundschaft angewiesen. In Städten und an Verkehrsstrassen, wo sie schon im 18. Jahrhundert (Montaigne schon früher) grosse Gasthöfe fanden, waren diese vorzüglich geführt. Meiners schreibt in seinen Reisebriefen, dass «man selbst in Dörfern und Flecken so schöne Gasthöfe, so gute Betten, so geräumige Zimmer, so reinliches Service,

*) Nach dem berndeutschen Vortrag des Verfassers vom 30. August 1944 im Studio Bern des schweizerischen Landessenders Beromünster.

so vieles Silbergeschirr, und einen mit so mancherley Confitüren besetzten Nachtsch antrifft».

Mit dem Aufkommen des Reiseverkehrs machte auch das Gastwirtschaftsgewerbe rasche Fortschritte. Es konnte sich schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf den guten Ruf der altbekannten Gaststätten stützen. Natürlich hat seither die Hotellerie das Nötige zu ihrem Rufe in reichem Masse beigetragen.

Wenn wir zu Beginn des Tourismus das bodenständige und anspruchslose ländliche oder städtische Gebäude haben, welches die fremden Gäste beherbergte, so stehen am Ende einer langen Entwicklungsgeschichte alle die «Palace-, Grand- und Schloss-hotels». Wenn sich anfänglich das Gasthaus im Alpentale nur durch seinen hölzernen Tavernenschilde von den übrigen Häusern unterschied, sich also voll und ganz der Landschaft anpasste, so stehen die meisten dieser «Palasthotels» einer gewissen Epoche mit falschem Pathos auffällig in der Landschaft.

In der Geschichte der Giessbach-hotels spiegelt sich die Entwicklung unseres Hotelgewerbes, und zwar die «sichtbare», während die «unsichtbare», von der Küche ausgehende, ganz andere Wege gegangen ist.

Die Giessbach-hotels verdanken ihre Existenz dem Giessbach. Dieser imposante Bergbach mit seinem grossen Einzugsgebiet, der sich aus einer Höhe von 400 Metern in vierzehn grössern und kleinern Fällen in den Brienzersee ergiesst, wird schon zu Ende des 16. Jahrhunderts vom Berner Arzt Thomas Schöpfer erwähnt. Fast zweihundert Jahre lang kümmerte sich niemand um dieses Naturschauspiel. Verhältnismässig spät wurde der Giessbach als Sehenswürdigkeit besucht, weil er nicht am bekannten «Oberlandchehr» gelegen war. Als Neuentdecker dieser Wasserfälle gelten zwei fremde Naturforscher, die sich vom Schiffmann Fischer von Brienz nach dem Giessbach rudern liessen. Der Zugang zu den Fällen war infolge Fehlens eines Pfades nicht leicht.

1818 erstellte der Schulmeister Hans Kehrli von Brienz mit Unterstützung der Behörden einen Fussweg vom See zu den Fällen hinauf und stellte in der Nähe der heutigen Hotels eine Bank auf, von der aus der Besucher den springenden Wassern zuschauen konnte. — Eine Marmortafel am Wege erinnert die Nachwelt an

den Begründer der Giessbachherrlichkeit. — Etwas später baute Kehrli eine einfache Hütte, in welcher er mit seinen Kindern den fremden Gästen Oberländerlieder vortrug und zum Tosen der Wasserfälle das Alphorn blies.

1822 wurde am Platz des ersten Blockhauses ein einfaches, steinernes, mit einem Schindeldache gedecktes Gasthaus erbaut, in welchem einige Personen Unterkunft finden konnten. Den Gästen durfte Kehrli zum Essen Brot, Käse und Eier aufstellen und zum Trinken Milch, Bier und Kirschwasser. Der Ausschank von Wein war ihm bei einer gesalzenen Busse verboten.

In den Vierzigerjahren führte ein Karl Mangold von Waiblingen, ein Württemberger, das Gasthaus. Wahrscheinlich wird ihm Kehrli, der schon ein alter Mann war, das Gasthaus in Pacht gegeben haben. Karl Mangold besass, im Gegensatz zu Kehrli, ein regelrechtes Patent zu einer Sommerwirtschaft. Hans Kehrli, der am Giessbach ein Magazin zum Verkaufe von Schnitzereien eröffnete, hat eifrig mitgeholfen, der neuen Hausindustrie den nötigen Absatz zu verschaffen.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unterschied sich das Gasthaus am Giessbach nicht von den andern einfachen Gaststätten in den Bergen. —

«Ich wandere gern mit aller Gemächlichkeit und mache halt, wenn es mir gefällt. Ein Wanderleben ist für mich Bedürfnis. Eine Fussreise bei schönem Wetter, und in einer schönen Gegend, ohne Eile und im Bewusstsein, dass an deren Ziel meiner etwas Angenehmes wartet, ist von allen Arten zu leben die, welche mir am meisten zusagt», schreibt Rousseau in seinen Bekenntnissen. Von diesem Geist beseelt, kamen die ersten Reisenden grösstenteils noch zu Fuss zum Giessbach. Hauptzweck ihrer Reisen waren die Naturschönheiten und nicht das gesellschaftliche Leben. Im einfachen ländlichen Gasthaus am Giessbach fanden sie Speise und Trank und eine einfache Lagerstatt. Sie stellten keine grossen Ansprüche an den Gastwirt, nahmen freudig mit dem vorlieb, das dieser ihnen kredenzte. Ein nach städtischem Muster geführtes Haus hätte man gar nicht gewünscht. Das ländliche Mahl gehörte mit zur Romantik dieser Zeit.

Als siebzigjähriger Mann schrieb Hans Kehrli sein Land mit-
samt dem Gasthaus zum Verkaufe aus. Er erlebte indessen einen
solchen nicht. Er starb 1854 im Alter von achtzig Jahren. Mit
seinem Tode ging beim Giessbach auch die schöne romantische
Periode mit den Reisenden aus der Frühzeit des Fremdenverkehrs
zu Ende.

Kehrlis Erben dachten eben daran, das Erbgut zu teilen, den
prächtigen Wald beim Giessbach zu schlagen und zu Geld zu
machen, als der ehemalige Frankfurter Ratsherr und Naturforscher
Konrad von Rappard auftauchte und im Herbst 1854 Kehrlis Areal
den Erben für 70 000 Franken abkaufte. Die Gebrüder Kehrli
machten beim Verkauf einzig den Vorbehalt, dass ihnen das Recht
zum Verkauf von Schnitzereien beim Giessbach allein zustehen
sollte.

Rappard war nach den Frankfurterwirren als politischer Flücht-
ling in die Schweiz gekommen und gründete in Wabern ein In-
stitut für Mikroskopie.

Nachdem er nun Kehrlis Areal erworben hatte, zog er am Giess-
bach ein Geschäft auf, zu dem das ominöse Wort «Fremdenindu-
strie» ganz gut passt.

Zuerst vergrösserte er den Weg vom See zum Gasthaus hinauf.
Wer aber in Zukunft den Giessbach sehen wollte, durfte an der
Ländte seinen Obulus in Form eines Weggeldes entrichten. Eine
falsche Spekulation, die in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts
nochmals auftauchte, beim Publikum aber noch viel weniger An-
klang fand als vor 70 Jahren.

Das alte Gasthaus des Hans Kehrli wurde vergrössert und bot
fortan für 60 Personen Platz.

Rappard genügten die Wasserfälle im wechselvollen Licht des
Tages nicht. In Theatern pflegte man zu dieser Zeit die Schluss-
szenen mit buntem bengalischem Licht zu verklären. Warum sollte
man nicht auch Wasserfälle auf ähnliche Weise dem Dunkel der
Nacht entreissen können? So entschloss sich denn der eifrige neue
Besitzer, die Wasserfälle einmal in der Woche in bengalischer
Pracht zu zeigen. Später wurden diese Beleuchtungen dreimal in
der Woche arrangiert, um schliesslich allabendlich als Attraktion



Giessbachfälle

Photo U. Brunner

auf dem Programm zu stehen. Für diese Beleuchtungen konnte Rappard in der Person des Lehrers Hamberger einen Spezialisten gewinnen, einen Pyrotechniker, wie man zu sagen pflegte. — Ueberall in Fremdenzentren kamen diese Beleuchtungen und Brillant-

feuerwerke in die Mode, sodass Herr Hamberger in Oberried ein eigenes pyrotechnisches Laboratorium einrichten konnte. Aus diesem entwickelte sich später die grosse Feuerwerkindustrie am Brienzersee.

Noch gab sich Rappard nicht zufrieden! Er berief den schwäbischen Kunstgärtner Schmidlin nach dem Giessbach, der den Wald um das Pensionshaus in einen Park zu verwandeln hatte. Diesem Gärtner, dessen Frau und Töchtern übertrug dann Rappard auch die Verwaltung des neuen Pensionshauses.

Für ein Unternehmen von diesem Ausmasse war aber der Giessbach noch zu wenig bekannt. Zwar verkehrte auf dem Brienzersee schon ein Dampfschiff. Die Konkurrenz sah das neue Unternehmen naturgemäss nicht gerne grösser werden. Jedenfalls verzinsten sich im ersten Jahre (1855) das Kapital kaum zu Dreiviertel vom Hundert. Das schon anfangs ohnehin nicht gute Verhältnis mit der Dampfschiffgesellschaft verschlechterte sich noch, sodass sich Rappard kurzerhand entschloss, ein eigenes Dampfschiff bauen zu lassen. Dieses war aber infolge zu grossen Tiefganges sozusagen unbrauchbar und schadete dem Unternehmen mehr als es ihm nützte.

Schon drei Jahre nach der Gründung verkaufte Rappard sein Unternehmen der Gesellschaft der Gebrüder Knechtenhofer zu einem Preise von 300 000 Franken. Rappard siedelte nach Interlaken über, um dort ein neues Geschäft zu gründen. Schmidlin blieb als Verwalter am Giessbach. Er war ein tüchtiger Geschäftsmann. Er schaffte das Weggeld ab, vergrösserte das Unternehmen und stellte die Organisation auf eine neue Basis. Die Gebrüder Knechtenhofer, die Hauptaktionäre der Dampfschiffgesellschaft, sorgten für die Beilegung des Konfliktes und für eine gute Verbindung, sowohl von Interlaken aus als auch von Brienz her.

Zu den Vergrösserungen gehörte auch ein neuerbautes Chalet, in welchem ganz romantisch veranlagte Kurgäste logieren konnten. Das neue Pensionshaus und das Chalet boten nun für 175 Gäste Platz. Das Unternehmen entwickelte sich in der Folgezeit sehr gut.

Im Rekordjahr 1865 erzielte Verwalter Schmidlin mit Frau und Töchtern neben allen Unkosten und 5 Prozent Dividende einen Reingewinn von 25 000 Franken.

Allerlei äussere Umstände, Krieg im Ausland, Konkurrenz im nähern und weitem Oberland brachten den Giessbach-Etablissements, wie sie zu dieser Zeit hiessen, einen Rückschlag. Die Jahresergebnisse wurden von Jahr zu Jahr ungünstiger. Im Jahre 1870 kaufte «Papa Hauser» die Giessbach-Etablissements für seine beiden Söhne für die Summe von 900 000 Franken. Die Hotelierfamilie Hauser führte zur Glanzzeit der Hotellerie die grössten und bekanntesten Hotels in unserem Lande. Ihr gehörten der «Schweizerhof» und der «Luzernerhof» in Luzern, der «Hof» in Ragaz, der «Steinbock» in Chur; in Bern besass sie den alten «Schweizerhof». Ferner waren die Bäder von Weissenburg und auf dem Gurnigel im Besitz dieser Familie und Hotels in La Spezia und Neapel. Dazu kamen nun noch die Giessbach-Etablissements. Unter dem Regiment der tüchtigen und geachteten Hotelierfamilie wurde am Giessbach eine Hotelpracht aufgebaut.

Unser Zeitalter kann sich allerdings für diese Paläste von anno dazumal nicht mehr begeistern. Falsch ist es andererseits, alle die «Grand-, Palace- und Schlosshotels» aus jener Zeit verächtlich als «Baugreuel» und «Ferienkästen» abzutun. Man nahm sie zu ihrer Zeit absolut ernst und sah in diesen mächtigen Häusern etwas Grossartiges und Fortschrittliches, das alle Zeiten überdauern werde, genau so wie heute viele in den in allen möglichen Varianten entstehenden «Stuben» unserer Hotels und Gaststätten «die» innenarchitektonische Lösung des Gestaltungsproblems erblicken, von der wir nicht wissen, ob man dafür in 70 Jahren nicht auch die nämliche Empfindung haben wird, wie wir sie heute für eine bestimmte Reihe von Hotelbauten aus den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts haben.

Wie konnte man sich zu jener Zeit für diese Bauten begeistern? Die Antwort liegt in der Zeit selbst. Peter Meyer formuliert das in seiner «Schweizerischen Stilkunde» sehr zutreffend: «Die französische Revolution hatte die Gleichheit aller Bürger gebracht — wenigstens theoretisch. Und auch wo sie nicht effektiv durchgedrungen war, so z. B. in Deutschland, galt sie doch als Forderung. Der dem Europäer seit Jahrhunderten anerzogene Takt für das jedem einzelnen Stand angemessene Auftreten, zu dem auch die Art seiner Architektur und seiner Möbel gehört, hielt aber immer-

hin noch etliche Generationen vor — dann, in den Siebzigerjahren war er aufgebraucht. Unterdessen war das Bürgertum durch die sich stürmisch entwickelnde Industrie reich geworden und neue Schichten ohne alte bürgerliche Kultur drängten nach. Mochten die altbürgerlichen Familien ihre altväterisch-gediegenen Traditionen pflegen, die Neureichen hatten keinen Grund, sich Discretion aufzuerlegen. Man hatte die Mittel, grossartig aufzutreten — warum hätte man sie nicht ausnützen sollen? Man tat es geradezu im Gefühl, etwas nachholen zu müssen. Und nun schiessen die geheimsten Wunschträume des Kleinbürgers ins Kraut: Einmal in einem richtigen Palast wohnen! Ueber breite, teppichbelegte Treppen schreiten! Sich in riesigen Spiegeln in schwer goldenen Rahmen sehen! Sich von Kellnern im Frack bedienen lassen — im gleichen Saal wie ein richtiger Graf oder gar ein Millionär — welch eine Wonne für den Parvenu! Was man sich zu Hause nicht leisten kann, oder aus einem letzten Rest gesellschaftlichen Taktes nicht leisten will, das darf man für Tage oder Wochen im Hotel ganz ohne kleinliche Hemmungen, hier darf man einmal Fürst sein, einmal Krösus spielen! Alle Romane jener Zeit sind voll von Hotel-Szenen und beweisen damit, wie wichtig dieses Hotel-Erlebnis war, gedruckte Fremdenlisten sorgten dafür, dass jedermann wusste, in welcher erlauchter Gesellschaft er sich befand — und nur schon die Befriedigung, seinen Namen gedruckt zu sehen!»

In Sälen und Salons de conférences paradierte die Damenwelt in den neusten Modellen aus Paris und Wien.

Von diesen Gästen kam keiner mehr zu Fuss auf die Empfehlung eines schlichten Pfarrherrn, um sich an den Naturschönheiten zu ergötzen. Man fuhr im Wagen, sehr oft in eigenen Equipagen, des gesellschaftlichen Lebens wegen in die Treffpunkte der «grossen Welt».

Wenn wir, wie oben erwähnt, zu Beginn des Tourismus einen wenig anspruchsvollen Gast hatten, der die ländliche Gastfreundschaft geradezu suchte und eine Tasse Ziegenmilch wie Nektar schlürfte, so haben wir zur Zeit der Uebernahme der Giessbach-Etablissements durch die Familie Hauser infolge der Verlagerung des Interesses einen Gast, der an Küche, Keller und Komfort des

Hauses hohe Anforderungen stellt. Auf der Tafel erscheinen die leckersten Spezialitäten der internationalen Küche.

Architekten aus allen Windrichtungen tauchten auf, brachten die kühnsten Pläne zu Papier, welche ein Heer von Handwerkern alsdann in der Wirklichkeit erstehen liessen. In grossartige Landschaften wurden noch «grossartigere» Gebäude gestellt. Für solch grosse Bauten reichte gewöhnlich das Geld eines Einzelnen nicht mehr aus. Und das Geld, das die Aktiengesellschaften zusammentragen konnten, reichte wohl zu einem Palast — zu einem Pseudopalast zwar, wie wir weiter unten vernehmen werden. An den Platz des Hoteliers kam die anonyme Gesellschaft, die ein Direktor repräsentierte. — Ähnlich den Fürstenhöfen suchte ein Hotel das andere an Glanz und Pracht zu überbieten.

Als die Familie Hauser nun am Giessbach ein Grandhotel einrichtete, begnügte sie sich nicht mit irgendeinem Architekten. Sie verpflichtete den damals sehr erfolgreichen Hotelarchitekten Horace Edouard Davinet. Dieser, ein gebürtiger Franzose, baute unter anderem auch den Berner Bahnhof, verschiedene grosse Hotels im Oberland und das Hotel Rigi-Kulm. Die Bauaufgabe der Familie Hauser entsprach ganz der damaligen Auffassung und schrieb dem Architekten vor: «Pläne auszuarbeiten zu einem Gebäude, das in seinem Total-Eindruck, sowie an Einzelgliederung, der wunderbaren Lage des Giessbaches entsprechend, grossartig genug erdacht sein müsse, um Herrschaften höheren Ranges würdig zu empfangen, doch aber auch seiner ursprünglichen Aufgabe als Hotel und Restaurant vollständig genüge, um es schon von Weitem dem bescheidenen Bürger als Ruhe- und Raststätte zu empfehlen».

Für einen Architekten sicher keine leicht zu lösende Aufgabe! Es scheint, die Bauherrschaft habe ihm sehr viel hineingeredet und ihn zu erheblichen Aenderungen veranlasst. Ob zum Vor- oder Nachteil, entzieht sich unserer Kenntnis.

1875 stand der Palast bezugsbereit da. Der Hotelier wählte diesen Ausdruck selbst. In seinem Prospekt spricht er von einem Palast, der allein durch sein Aeusseres an den Louvre zu Paris erinnere. Eine breite Freitreppe, teppichbelegte Vestibules, ein riesiger Speisesaal, Konversations-, Musik-, Bibliothek- und Billardzimmer gehörten zu diesem fünfstöckigen Palais, in welchem die

Herrschaften aus aller Herren Länder in 150 Zimmern untergebracht werden konnten. Terrassen und Balkone vor den Zimmern boten den Gästen Platz zur beschaulichen Siesta mit Aussicht auf die rauschenden Wasser des Giessbaches. Für Passanten war im Erdgeschoss ein grosses Restaurant mit einer Terrasse eingerichtet.

Das Chalet wurde weiterhin als Kuriosum betrieben und war jeweils auf Monate zum voraus bestellt und ständig besetzt. Das alte vierstöckige Pensionshaus wurde gründlich modernisiert und kam von da an als «Kurhaus» in den Prospekt. Dort wohnten diejenigen Gäste, welche die bescheideneren Preise bevorzugten. Zur Table d'hôte mussten sie aber ins Grandhotel hinüber gehen. Damit sie das bei Regenwetter trockenen Fusses tun konnten, verband man die beiden Gebäude mit einem gedeckten Wandelgang im «Foresto-rustico-Styl», wie der Prospekt diese Holzkonstruktionen aus Naturastholz nennt.

Ein eigener Landwirtschaftsbetrieb mit einer Sennerei, eine eigene Wäscherei, die stets 8 bis 10 Personen beschäftigte, ein Gaswerk, das später einem Elektrizitätswerk Platz machen musste, formten das Unternehmen zu einem Grossbetrieb. Im Kurhaus standen den Gästen ein Kurarzt, ein Badmeister und eine Badmeisterin zur Verfügung. Die Passanten und Einheimischen, die sich nicht gerne in dieser Grandhotelatmosphäre bewegten, konnten ihren Durst in einer Bierhalle löschen. Zu den Stammgästen dieser Bierwirtschaft gehörten auch der Badmeister und seine Helferin.

Im Jahre 1879 wurde die kleine Drahtseilbahn von der Schiff-ländte zum Hotel, als eine der ersten dieser Art in der Schweiz, in Betrieb genommen. Die Schweibenalp- und Axalpträger hatten mit den Angestellten dieser Bahn ein Abkommen: Das Bahnpersonal, das vom Hotel angestellt wurde, liess die Lastträger samt ihren Lasten gratis fahren, und die Träger ihrerseits halfen dem Personal unentgeltlich schwere Arbeiten verrichten. Dass die Gebrüder Hauser dieses «Abkommen» nicht gerne sahen, ja sogar verboten, (zwar ohne Erfolg), wird man begreifen.

In den Jahren nach 1875 sollen gegen 70 000 Fremde in der Saison keine Seltenheit gewesen sein.



Giessbachhotel 1939

Photo H. C. Maeder

Zu den Gästen der Giessbachhotels gehörten vor 1914 hauptsächlich Leute aus der obersten russischen Aristokratie. Neben diesen waren aber auch viele Deutsche, namentlich Frankfurter Finanz- und Börsenleute, Negerfürsten, Japaner, Polen und Ungarn vertreten, von denen der grösste Teil einen Adelstitel trug.

In Brienz leben noch einige alte Leute, welche diese Grandhotel-Herrlichkeit als Angestellte erlebt haben. Dieses Unternehmen brachte der Bevölkerung in der Umgebung willkommenen Verdienst.

Ein ehemaliger Kondukteur der Drahtseilbahn erinnert sich, dass die Brienerseeschiffe stets sehr viele Passagiere mitführten. Es kam vor, dass ab einem Schiff vier bis fünf Wagen zu vierzig Personen mit dem üblichen Gepäck befördert werden mussten. Neben den Kursschiffen verkehrten von Brienz zum Giessbach sogenannte Fuhrschiffe. Sie waren etwa doppelt so gross als die heutigen Ruderboote, konnten vier bis fünf Passagiere aufnehmen und waren mit einer Blache überspannt, um die Fahrgäste vor Sonne und Regen zu schützen. Die Fuhrschiffe mussten von zwei Mann gerudert werden. Auch diese Fahrten brachten den Schiffleuten schönen Verdienst.

Oft kam es vor, dass Theodor Hauser an der Drahtseilbahn erschien, um anzuordnen, dass niemand mehr aus den anlegenden Schiffen aussteigen dürfe, weil nirgends mehr ein freies Plätzchen vorhanden war.

Zu den Gästen gehörte auch eine alljährlich wiederkehrende Baslerfamilie, welche als die reichste der Rheinstadt galt. Jedes Jahr kam auch eine sechsköpfige Schweizerfamilie aus Buenos Aires, die sowohl bei ihrer Ankunft als auch bei der Abreise vom Kurorchester von und nach dem See begleitet wurde. Die zwei oder drei Buben sollen vom Vater jeden Morgen 65 Franken zum «Verputze» erhalten haben.

Einer der ehemaligen Angestellten erinnert sich, dass eine russische Fürstenfamilie pro Tag 350 Franken zu bezahlen hatte.

Für die Angestellten waren das «schöne» und einträgliche Zeiten. Wenn auch der neue Hotelier keine grossen Löhne bezahlte, so kam man doch mit dem Trinkgeld auf seine Rechnung. Ein Concierge, der 1912/13 im Giessbach angestellt war, verdiente in der Saison 2000 Franken an Trinkgeldern. Für diese Zeit eine beträchtliche Summe. Seiner Ansicht nach waren die Italiener die feinsten Gäste, die er wohl nach der Höhe des jeweiligen Trinkgeldes einschätzte.

Zur Sommerszeit war in den Hotelanlagen tagtäglich ein Betrieb wie zu Brienz an den grossen Märkten. In dieser Zeit sah man die einheimische Bevölkerung nicht gerne im Park.

Der ankommende Gast wurde vom Hotelier selbst empfangen. Ein Fremdenbuch wurde ihm nicht vorgelegt. Das vorwiegend

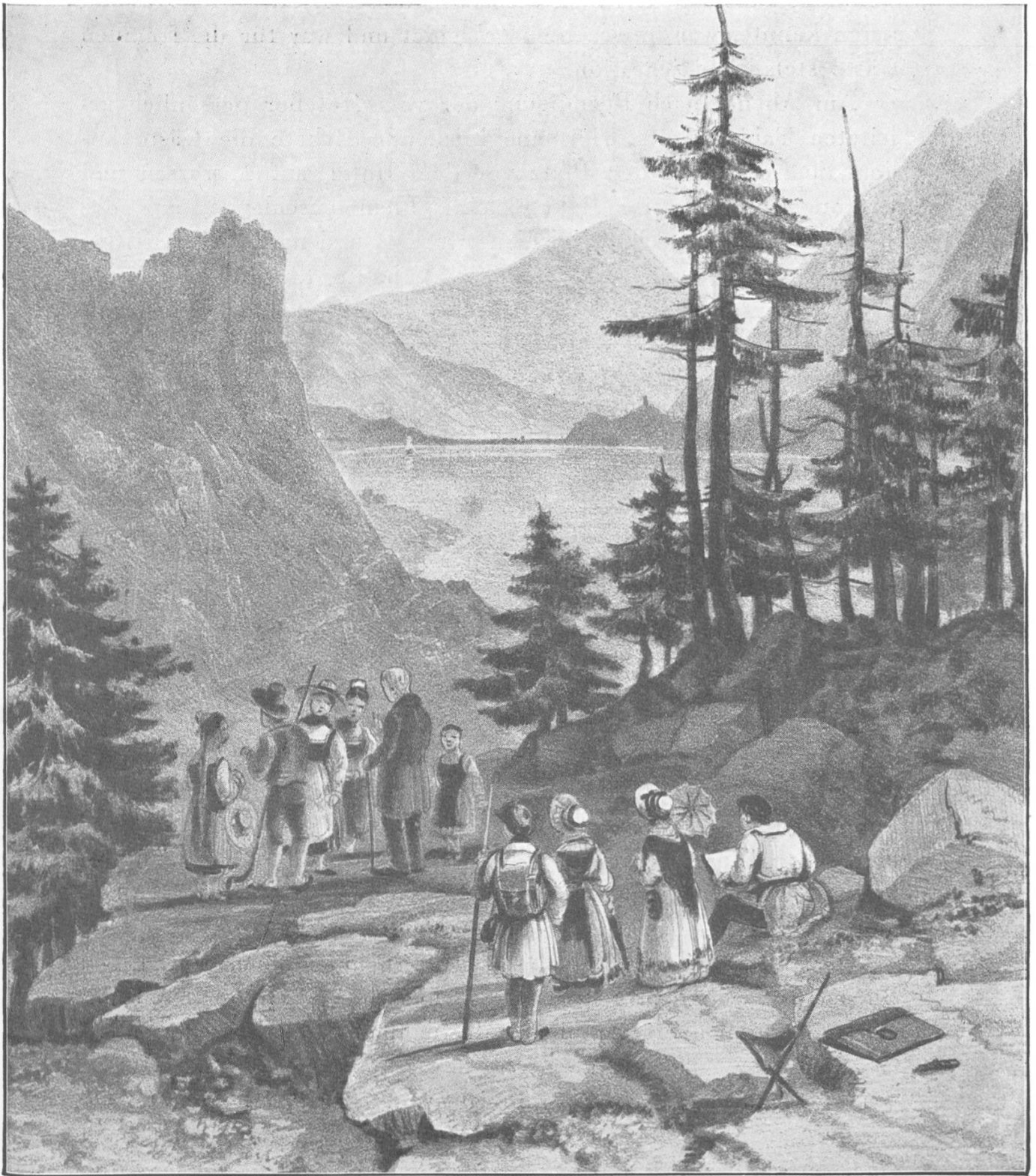


Bild von Georges Barnard 1843

Schulmeister Kehrli dirigiert am Giessbach zu Ehren der Reisenden den Chor seiner Kinder.

weibliche Personal, das man damals in dieser Branche im Ausland kaum kannte, war in Trachten gekleidet und war für die fremden Gäste stets eine Sensation.

Am Abend, nach Beendigung der vom Hotelier persönlich geleiteten Table d'hôte, rief eine knallende Rakete die Gäste aus dem Speisesaal auf den Platz vor dem Hotel, auf Terrassen und Balkone. Eine zweite Rakete, eine Flammenschlange, gab das Zeichen der Bereitschaft der Feuerwerker, und nach einer dritten, deren Knall weit in den Wäldern widerhallte, tauchten die Giessbachfälle in wechselnder bengalischer Pracht aus der Finsternis auf.

Passanten hatten für dieses Schauspiel eine Karte zu lösen, während den Hotelgästen diese Attraktion in einem Pauschalbetrag auf die Rechnung gesetzt wurde.

1883 fiel das Hauptgebäude einer Feuersbrunst zum Opfer. Es wurde sofort wieder aufgebaut, jedoch mit einem Stockwerk weniger. Die Kuppeln über dem Hauptgiebel und den Ecktürmen verschwanden. Aber ohne Spitzhelme über den Türmchen kam man auch 1883 nicht aus.

Das Gebäude büsste mit dem Verschwinden eines Stockwerkes viel von der damals geliebten Monumentalität ein.

Bis kurz vor dem Weltkrieg, zur Zeit der Hochkonjunktur in unserer Hotellerie, waren auch die Giessbachhotels Jahr um Jahr besetzt. Die Familie Hauser, die sich offenbar durch ihre Verbindungen mit Gästen aus der ganzen Welt einen Weitblick in politischen Dingen angeeignet hatte, verkaufte die Giessbachhotels am 1. Januar 1912 für die Summe von einer Million Franken einer Aktiengesellschaft.

Der Weltkrieg brachte diesem Unternehmen einen gewaltigen Rückschlag, von dem es sich nie mehr erholen konnte. Sanierungen und ähnliche unerfreuliche Massnahmen sind auch ihm nicht erspart geblieben.

Eine neue Gesellschaft konnte die Hotels in den letzten Jahren vor dem neuen Krieg zu einem Unternehmen gestalten, das nach einer gründlichen Sanierung wieder einen Reingewinn erzielte. Nach dem System des Arrangement, nach dem der fremde Gast einen festgesetzten Pauschalbetrag zu entrichten hatte, kamen in

den Dreissigerjahren hauptsächlich Engländer aus Beamtenkreisen in die Giessbachhotels, um sich nach den Millionären und Fürsten an der verblichenen Pracht von anno dazumal zu erfreuen.

Der zweite Weltkrieg hat dieser neuesten und kürzesten Epoche in der Geschichte der Giessbachhotels ein jähes Ende bereitet.

Die Hotels sind geschlossen. — Im Chalet haust der Gärtner, der Häuser und Anlagen beaufsichtigt. —

Es gibt nichts trostloseres als ein geschlossenes Hotel. Die muffige Atmosphäre hinter geschlossenen Fensterläden, das Halbdunkel überall, die leeren Säle und Gänge schaffen eine traurige und ärmliche Stimmung. Hier ist kein Leben mehr.

Denken wir uns im Geiste das alles in sonniger Pracht, die Böden mit Teppichen belegt, Messingteile blank poliert, an Möbelstücken nicht eine Fingerspur, die Fensterscheiben so blank, dass man sie gar nicht wahrnimmt, in den Räumen einen leichten Duft von köstlichem Parfum, irgendwo, weit im Hause die schluchzende Geige eines Primas zu einem Strausswalzer, dann ersteht jene stille Zeit der Knopfschuhe, zu der man in diesen Räumen mit Stolz wohnte und den falschen Prunk ernst nahm.

In den Sälen kargte man nicht mit Marmor in allen Farben und Spielarten. Klopft man aber mit dem Knöchel an einen Pilaster, dann tönt es verdächtig nach Holz, und die Marmorpracht entpuppt sich als die Arbeit eines Marmorierers mit zwei Franken Stundenlohn. In einer rosaroten Mauernische steht eine fast lebensgrosse, schneeweisse und süsse Göttin in einem klassischen Gewand mit reichem Faltenwurf — alles aus gutem Gips serienweise gegossen — elektrisch anleuchtbar. Mit Friesen, Profilen und Stuckdekorationen, mit pausbackigen Amoretten, die mit Pfeil und Bogen auf die Gäste an der Table d'hôte zielen, schuf der Architekt eine Pracht, die wirkliche Marmorsäle vortäuschen sollte. Und wenn wir die Glasglocken an den messingverzierten Leuchtern mit den Tapetenmustern vergleichen, entdecken wir in Form und Muster eine absolute Uebereinstimmung.

Betrachten wir die Anlage des Hauses, Anordnung der Räume, Grundriss des Gebäudes usw., dann bemerken wir immerhin, dass der Erbauer dieses Palastes gar nicht ungeschickt war, im Gegenteil.

Das ganze Haus, Einrichtungen und Mobiliar waren seinerzeit das Teuerste, Beste und Modernste, das hergestellt wurde, alles Qualitätsarbeit. Die Möbel in der Bibliothek, alles in Brienz geschnittene Stücke, einst bewunderte Kunstwerke, dürften damals eine ansehnliche Summe gekostet haben. Es wäre interessant zu erfahren, was dafür heute von einem eventuellen Käufer geboten würde.

Die prunkhafte Ausstattung bedingte hohe Preise. Solange Saison um Saison das Haus stets mit finanzkräftigen Gästen besetzt war, verzinst sich auch das tote Kapital. Als aber die Gäste wegblieben, war gerade die kostspielige Ausstattung einer der Hauptgründe der Katastrophe. Die verblichene Pracht, an der nie etwas geändert wurde, obschon sie schon lange nicht mehr dem Zeitgeschmack entsprach, musste als Verlust abgeschrieben werden.

In einem Zimmer liegen die aufgerollten Teppiche aus Salons, Zimmern und Hausfluren. Die Schritte des Gärtners, der die Runde im Hause macht, hallen laut, dort wo früher kein Tritt hörbar war. —

Alles ist vergangen — entschwunden und vergessen wie ein schöner Traum.

Irgendwo sitzt der Verwalter dieser entschwundenen Grandhotel-Herrlichkeit und wartet ab, was die Zukunft bringen wird. Ob die Gesellschaft die Hotels auf Abbruch verkaufen will, oder ob sie diese nach dem Kriege nach einem gründlichen Umbau auf der Basis der Jahre 1937—39 weiterführen will, ist heute noch ungewiss.

Ist uns die Grandhotel-Herrlichkeit von anno dazumal heute nicht mehr in allen Teilen verständlich, so bildet sie dennoch einen Markstein in der Geschichte unseres Gasthauswesens.

Unsere Hotellerie wird nach dem Kriege neue und grosse Probleme zu lösen haben. Die Zukunftsmusik darüber überlassen wir dem Fache selbst. Wir können nur wünschen, dass die Hotellerie auch in Zukunft die Tradition der alten, guten Gaststätten mit Erfolg werde weiterführen können.